Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 85 (1989)

Heft: 1-2: Fest und Brauch : Festschrift für Eduard Strübin zum 75. Geburtstag

Artikel: Hat Autonomie auch für die Volkskunde Bedeutung?

Autor: Trümpy, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-117695

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hat Autonomie auch für die Volkskunde Bedeutung?

Von *Hans Trümpy* †

Vorbemerkung: Der Aufforderung, einen Beitrag zu dieser Festschrift zu verfassen, konnte ich leider aus gesundheitlichen Gründen nicht Folge leisten. Es bot sich der Ausweg an , mit dem Abdruck des in meinem letzten Semester am 2. Februar 1987 gehaltenen Vortrags im Rahmen der Ringvorlesung «Probleme der Autonomie» doch einen Beitrag zu Ehren des verdienten Volkskundlers Eduard Strübin bereitzustellen. Der Text hatte für mich die Funktion einer Abschiedsvorlesung.*

Es gäbe gute Gründe, auf die im Titel gestellte Frage mit «Nein» zu antworten. Das häufigste Pronomen, das in meinem Fach verwendet wird, ist das kleingeschriebene «man», dem jüngere Kollegen gern hinter Schrägstrich «/frau», ebenfalls kleingeschrieben, beifügen: Man pflegt dreimal täglich zu essen, man lächelt bei einer Begrüssung, man arbeitet am Sonntag üblicherweise nicht, man feiert Christi Geburtstag am 25. Dezember, man verbindet eine Beerdigung mit kirchlichen Zeremonien usw. usf. Die Volkskunde beschäftigt sich grundsätzlich mit dem *überindividuellen* Verhalten, Denken und Fühlen. Dass individuell geschaffene Werke der bildenden Künste, der Musik und der Dichtung ausserhalb der volkskundlichen Domäne liegen, erwähnen Lehrschriften des Faches regelmässig. Mit dem Bestandteil «Volk» im Kompositum «Volkskunde» ist eine grössere oder kleinere Gruppe gemeint, in der allgemein anerkannte Verhaltensweisen und Wertvorstellungen gelten. Dass es in der Wirklichkeit ein solches einheitliches, um nicht zu sagen «gleichgeschaltetes» Volk gar nicht gibt, kann allerdings keinem vernünftigen Volkskundler verborgen bleiben, und da somit eine gewisse Autonomie einzelner Individuen nicht zu übersehen ist, lässt sich am Nein zur eingangs gestellten Frage schon einmal zweifeln. Wir könnten uns freilich damit herausreden, dass die Abweichler als Quantités négligeables nicht ins Gewicht fallen. Wer z. B. nicht lächelnd grüsst, ist ein Sonderling, der die allgemeine Regel nicht in Frage stellen kann.

Doch es gibt weitere Gründe dafür, dass sich die Volkskunde auch mit autonomen Individuen beschäftigen muss. Das sei im folgenden mit einigen fachspezifischen Überlegungen aufgezeigt. Dass die einzelnen Völker und Gruppen durchaus verschiedene Verhaltensweisen zeigen, konnte und kann keinem verborgen bleiben, der mit einem fremden Land in Berührung kam oder kommt. Die antiken Ethnographen haben

* Die hier erfolgende Wiedergabe der sog. Abschiedsvorlesung ist durch den unerwarteten Tod des Autors am 1. Mai 1989 gleichzeitig der letzte Text, den er noch eigenhändig zum Druck vorbereiten konnte.

schon solche Beobachtungen schriftlich festgehalten und damit für immer das Interesse an menschlicher Verschiedenheit geweckt. Dieser Neugier verdankt die Ethnologie für den aussereuropäischen, die Volkskunde für den innereuropäischen Bereich ihre Existenz. Je weiter die Reisen führten, um so mehr stachen die Unterschiede in Haut- und Haarfarben sowie in den durchschnittlichen Körpergrössen ins Auge. Diese unzweifelhaft genetisch vererbten Elemente riefen nach einer Erklärung. Im Kreise um Hippokrates entstand die Theorie, dass Landschaft und Klima für solche und andere Besonderheiten verantwortlich seien, eine Theorie, die in der Neuzeit über Bodin und Montesquieu erneuert wurde. Dabei wurden auch nicht somatische Besonderheiten einbezogen, bei Bodin vor allem die verschiedenen Staatsformen. Wenig bekannt ist, dass der Zürcher Johann Jakob Bodmer und seine Freunde nach Erfahrungen mit den erstaunlichen Unterschieden der schweizerdeutschen Dialekte und der schweizerischen «Sitten» den Ausdruck «Nationalcharakter» propagierten. Neu war nicht nur das Wort, sondern auch die Überzeugung, die m. E. richtige Überzeugung, dass die Unterschiede in «Sitte und Brauch» auf die verschiedenen Methoden der Erziehung, also nicht auf das Klima zurückgingen. Um 1780 trat in Deutschland an die Stelle von «Nationalcharakter» der «Volkscharakter», und mit diesem Wort verband sich in der Folge immer häufiger die fatale Vorstellung, dieser Charakter sei genetisch vererbt. Damit wären die überindividuellen Eigenheiten eines Volkes oder einer Gruppe physiologisch zu erklären. Diese Ungeheuerlichkeit fand schon vor 1933 Eingang in einige volkskundliche Bücher. Nach 1933 las man in ungezählten volkskundlichen Arbeiten, höchstes Ziel unseres Faches sei die Erforschung des deutschen Volkscharakters oder der regionalen Stammescharaktere.

An der Tatsache, dass bestimmte Verhaltensweisen für bestimmte Völkerschaften typisch oder eben «charakteristisch» sind, lässt sich gewiss nicht zweifeln, aber dass es dabei um «Rassenmerkmale» gehe, konnte nur behaupten, wer die verschiedenen «Volksgüter» auf die Urzeit zurückführte, im Falle Deutschlands also auf die alten Germanen. Kontinuitäten gibt es tatsächlich in reicher Fülle im Bereich der Sprache, aber gerade die Sprachen sind nicht genetisch bedingt, also keine «Rassenmerkmale», sondern sie werden im Vorgang der Erziehung von den Eltern an die Kinder weitergegeben, und mit demselben Vorgang haben wir auch zu rechnen, wo wir tatsächliche Kontinuitäten von «Sitte und Brauch» nachweisen können.

Den Glauben an ungebrochene Kontinuität widerlegt der Wandel der Normen, den wir in unserer Zeit fast täglich miterleben können. Sie er-

innern sich alle, wie stark sich nach 1945 Amerikanismen aller Art auch in der Schweiz breitgemacht haben: mit neuen Speisen, neuer Kleidung, neuer Unterhaltungsmusik.

Konkubinate hat es zwar früher schon vereinzelt gegeben, aber ihre gewaltige Zunahme in den letzten zwanzig Jahren hat die bisherigen Sitten und Bräuche im Zusammenhang mit der Eheschliessung gründlich verändert, wenn nicht gar abgeschafft; verschiedene gesetzliche Bestimmungen haben inzwischen dieser Neuorientierung Konzessionen gemacht. Das Erscheinungsbild junger Leute hat sich während derselben Zeit erstaunlich gewandelt: Die vor 1968 ganz kleine Zahl der Bartträger, die es in Basel gab, hat sich vertausendfacht; damit einher ging oft der Verzicht der Männer auf einen Haarschnitt und auf die bisherige Standardkleidung. Wie es dazu kommen konnte, sei später angedeutet; einstweilen muss uns die Tatsache von auffälligen Neuerungen als Warnung vor dem romantischen Glauben an Kontinuität genügen. Radikale Änderungen lassen sich selbstverständlich auch in der Vergangenheit feststellen, etwa in der Reformationszeit oder während der Französischen Revolution. Wo die Reformation siegreich war, hat sie eine grosse Zahl kirchlicher Bräuche vernichtet; wo sich die Revolution durchsetzte, fielen ihr höfische Bräuche zum Opfer, und neue traten an deren Stelle.

Zum Kontinuitätsglauben gehört auch die irrige Vorstellung, dass liebgewordene und verbreitete Bräuche auf jeden Fall «uralt» sein müssten. In den Büchern der NS-Zeit wird als Merkmal des «deutschen Gemüts» gern der Weihnachtsbaum genannt, obwohl er sich erst im 18. Jahrhundert auf breiter Front in den protestantischen Gebieten Deutschlands durchzusetzen vermochte. Wir werden es 1991 erleben, wieviele Leute davon überzeugt sind, dass der 1. August ein uralter Festtag sei; in Wirklichkeit ist er dannzumal gerade 100 Jahre alt.

Ein weiteres Schlagwort der vorromantischen und der romantischen Epoche unseres Faches war neben dem «Volkscharakter» die «Volksseele». Herder hat diesen Begriff ins Bewusstsein der damaligen Gebildeten eingeführt. Nach seinem Vorbild schrieb man der «Volksseele» schöpferische Fähigkeiten zu; *sie* soll die Volkslieder, die Sagen, Märchen und Schwänke, aber auch die Bräuche geschaffen haben. An diese Idee, deren Fruchtbarkeit für Sammlungen von volkskundlichem Material wir nicht bestreiten wollen, glauben inzwischen nur noch volkskundliche Laien. Den Durchbruch brachte der Germanist John Meier, der zu Beginn unseres Jahrhunderts in Basel das Schweizerische und später in Freiburg das Deutsche Volksliedarchiv gründete, mit dem Nachweis, dass die Texte der Volkslieder auf individuelle Schöpfungen zurückge-

hen müssen. Er konnte 1906 für über 100 deutsche Volkslieder die Verfasser, zu denen selbst Goethe gehörte, eruieren. Der Anteil des «Volkes» besteht darin, dass es Texte übernimmt und weiterverbreitet, also popularisiert und dabei nach seinem Gutdünken auch umgestaltet, was Meier als «Zersingen» bezeichnet hat.

Damit ist das Individuum – fast unversehens – innerhalb der Volkskunde zu einem wesentlichen Faktor geworden. Die Abkehr von der «Volksseele» der Romantik hat Meiers Freund und Kollege, der Basler Eduard Hoffmann-Krayer, der Gründer der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, mitvollzogen. In seiner Basler Antrittsvorlesung von 1900 mit dem Titel «Die Volkskunde als Wissenschaft» ist schon verschiedentlich von der Spannung zwischen den Individuen und ihrem «Volk» die Rede. 1903 erhielt Hoffmann in einer deutschen Fachzeitschrift die Möglichkeit, sich gegenüber Kritikern seines Vortrags zu rechtfertigen, und hier riskierte er die folgende prägnante Formulierung: «Die Volksseele produziert nicht, sie reproduziert.» Damit ist, was John Meier für das Volkslied nachgewiesen hat, auf alle volkskundliche Sparten ausgeweitet: Jede Sage, jeder Schwank, jeder Glaube und Aberglaube muss einen individuellen Urheber haben (auch wenn der nicht allzu oft nachweisbar ist). Knappe zwanzig Jahre später (um 1921/22) hat der in Frankfurt tätige Gemanist und Volkskundler Hans Naumann diese These übernommen und ausgeweitet. «Volksgut wird in der Oberschicht gemacht», so variierte er Hoffmanns Satz. «Abgesunkenes Kulturgut» nannte er all das, was die Unterschicht von der Oberschicht übernommen hat. Markantestes Beispiel: Die bäuerlichen Volkstrachten gehen auf die städtische Kleidung zurück. Merkmal der Unterschicht, die Naumann in Anlehnung an den Franzosen Lévy-Bruhl auch als «primitive Gemeinschaft» bezeichnete, wäre seiner Meinung nach das Fehlen der Individualität. Es war ausgerechnet Hoffmann-Krayer, der sich gegen diese überspitzte Theorie zur Wehr setzte. In dem 1930 gedruckten Aufsatz «Individuelle Triebkräfte im Volksleben» wandte er sich gegen Naumanns Auffassung, dass die Unterschicht aus Herdentieren bestehe; auch hier gibt es Persönlichkeiten, die sich nicht stur an das allgemeine Verhalten anschliessen und die deshalb zu Innovatoren werden können.

Wichtig an Hoffmanns Aufsatz sind auch seine Gedanken über die Ausbreitung von Neuerungen. Dass sie individuelle Vermittler benötigen, zeigt er mit verschiedenen Beispielen. Hier drei Kostproben: «In Weimar führte Goethe das Suchen der Ostereier ein, das ihm aus seiner Frankfurter Jugendzeit bekannt war.» – «Im Saanental wurde der Weihnachtsbaum im Jahre 1855 durch eine Pfarrersfrau eingeführt.» –

«Zu der individuellen Vermittlung gehören auch die Wiedereinführungen verschwundenen Volksgutes. In Wollishofen (Kanton Zürich) führte ca. 1920 Lehrer Dr. E. Stauber die St. Niklausumzüge wieder ein, wofür die Kopfmasken nach seiner Weisung hergestellt wurden.» Wir erhalten in unserer Zeit immer wieder Gelegenheit, solche Vorgänge zu verfolgen. Dabei lässt sich nicht übersehen, welche Bedeutung den Massenmedien als Vermittlern zukommt. Das gilt durchaus nicht erst für die Gegenwart. Die Reformatoren profitierten von der Erfindung des Buchdrucks, der die rasche Verbreitung der neuen Ideen über Flugschriften ermöglichte. Es gab sie auch in der Französischen Revolution; dazu trugen damals die Zeitungen das ihrige bei. Der Buchdruck hat aber die mündliche Kommunikation durchaus nicht verdrängt, und dasselbe gilt für die elektronischen Medien. Zwei Beispiele aus neuerer Zeit: 1977 erzählte man in Basel, wärend der Herbstmesse habe das Riesenrad, dessen Gondeln sich nach aussen schleuderten, so dass man sich oben im Kopfstand befand, nicht mehr bremsen können, und es habe einen Toten gegeben. Das Gerücht – denn mehr war es nicht, wie nachträglich die sorgfältigen Untersuchungen eines Journalisten ergaben – das Gerücht war in der ganzen Stadt zu hören. Es ging offensichtlich auf eine individuelle Schreckvision zurück, genau wie die 1975 umlaufende Geschichte, dass eine drogensüchtige Babysitterin in einer Nachbargemeinde Basels das ihr anvertraute Kind in den heissen Backofen gesteckt habe; die Eltern hätten es im letzten Augenblick noch herausholen können. Auf demselben Weg, also über mündliches Weitererzählen, haben sich früher Sagen verbreitet.

Auch andere Veränderungen setzen nicht unbedingt ein Massenkommunikationsmittel voraus. Die ersten Mädchen, die im Bardot-Look oder in Miniröcklein auftraten, mögen zwar die Anregung in einem Modejournal oder im Kino bekommen haben, aber wenn es ihnen Klassengenossinnen nachmachten, so spielten sie in der Klasse die individuellen Vermittlerinnen. Auch die Drogensucht geht durchaus auf private Propaganda zurück. – Damit sich eine Neuerung durchsetzen kann, braucht es vor allem einen Kreis von Anhängern. Zwingli war in Zürich, Oekolampad war in Basel auf Amtskollegen und einflussreiche Laien angewiesen, welche die Vermittlerrolle übernahmen. Es liegt offensichtlich in der menschlichen Natur, dass es beruhigt zu wissen, dass wir bei irgendwelchen Handlungen Weggefährten haben. Für eine freiwillige Rezeption von Neuerungen aller Art ist eine seelische Bereitschaft unerlässlich. Das Neue kann uns aus sachlichen Gründen einleuchten, was vor allem für technische Innovationen gilt. Die Vorteile, die z.B. das Telephon bietet, konnten nicht verborgen bleiben; heute

fehlt es kaum mehr in einem Haushalt. – Für die Psychologie besonders beachtlich sind die aus unsachlichen Gründen akzeptierten Neuerungen. Dass so viele Männer nach 1968 ihr Bart- und Haupthaar spriessen liessen, bot keinerlei praktischen Nutzen; es war vielmehr ein Zeichen der Solidarität mit der Jugend, wobei leicht auch ein Stück Opportunismus ins Spiel kommen konnte.

Nicht übersehen aber dürfen wir, dass Neuerungen den Betroffenen auch gegen ihren Willen aufgezwungen werden können. Hatten weite Kreise in Zürich und Bern aus innerer Überzeugung die neue Lehre Zwinglis aufgenommen, so mussten die Berner Oberländer mit Waffengewalt dazu gebracht werden, sich zur Reformation zu bekennen. 1798 unterzog sich ein grosser Teil der Schweizer nur unter dem Druck der französischen Heere den einschneidenden Neuerungen der helvetischen Verfassung. Bedeutsame historische Ereignisse hinterlassen unfehlbar ihre Spuren und prägen das Wesen (oder meinetwegen den Charakter) der betroffenen Bevölkerung. Ohne das reformierte Arbeitsethos hätte die Industrialisierung unseres Landes kaum den heutigen Stand erreichen können, und ohne das Erlebnis der Helvetik sähe trotz ihrer kurzen Dauer die heutige schweizerische Innenpolitik wohl sehr anders aus.

Zwang üben auch die jeweils geltenden Gesetze aus; jeder muss in bestimmten Situationen erleben, dass sie seinen Wünschen oder Ideen Schranken setzen. Das Verbot von Nachtlärm ist für die Allgemeinheit gewiss ein Segen, aber es kann Musiker daran hindern, nachts ein möglicherweise geniales Ständchen zu improvisieren. Die Polizeistunde zwingt eine Gesprächsrunde, die zu neuen Erkenntnissen führen könnte, zu vorzeitigem Aufbruch. Maler, die künstlerisch wertvolle freche Gemälde ausstellen, riskieren eine Klage wegen Verletzung des Anstands. Da die Gesetze immer wieder einmal die Autonomie schöpferischer Individuen behindern, brauchen wir uns nicht zu wundern, dass gerade sie immer für radikale Erneuerungen zu haben sind und dass sie umgekehrt beim «Volk» als Aussenseiter gelten. Mit einer gewissen Wollust sorgen sie deshalb gern mit ihrem Erscheinungsbild dafür, dass sie sichtbar von der Norm abweichen. Haben oder erhalten solche Unangepassten einen gewissen Einfluss, so besteht immer die Möglichkeit, dass sie einen Kreis von Nachahmern finden.

Wenn wir schon von Zwang sprechen, würden an erster Stelle der vom Schicksal bestimmte Geburtsort und das Milieu des Elternhauses zu nennen sein. Von beidem hängt es ab, welche Sprache wir erlernen. Die Sprechorgane sind bei allen Menschen gleich, aber worauf sie trainiert werden und welche Wörter wir annehmen, das hängt von den ge-

nannten Voraussetzungen ab. Individuelle Freiheit gibt es für die Muttersprache nicht. So, wie das Kind in die Sprache hineinwächst, lernt es ganz allmählich die Kulturgüter seines Milieus kennen. Soweit das Kind davon betroffen ist, können sie zu ersten Konflikten führen. Nicht alles, was ihm zum Essen und Trinken vorgesetzt wird, bereitet ihm Behagen, und es versucht deshalb, das, was ihm nicht passt, zurückzuweisen. Auch die Erziehung zur Reinlichkeit, wie sie in unsern Zonen üblich ist (oder mindestens war), führt leicht zu Trotzreaktionen, die wir sicher als frühen Ausdruck der Autonomie verstehen dürfen. Falls es den Eltern gelingt, den Trotz mit List oder Strafen zu brechen, kann das dazu führen, dass das Kind die landesübliche Nahrung akzeptiert oder gar schätzen lernt oder dass ihm Unsauberkeit am eigenen Körper Unbehagen bereitet, d. h. dass ihm das anerzogene Verhalten zur «zweiten Natur» wird, wie man seit dem Altertum dieses Phänomen bezeichnet hat. Bei andern Kindern aber erhält sich der Widerstand. (Ich weigere mich bis heute, Rosenkohl zu essen; ähnliche individuelle Abneigungen würden sich leicht beibringen lassen.) Die Lust der 68er, sich nicht mehr zu waschen und zu kämmen, ging sicher zu einem guten Teil auf ein Trauma der Jugendzeit zurück; dazu kam selbstverständlich, dass die Unsauberkeit zusammen mit langem Haar und Bart aufseiten der Männer ideales Protestabzeichen war.

Die Erziehung ist dafür verantwortlich, dass es lokale, regionale und nationale Traditionen überhaupt geben kann. Einbrüche in die Traditionen gehen, wie wir gesehen haben, von autonomen Individuen aus, denen es gelungen ist, Anhänger zu finden. Mit Opposition aber ist immer zu rechnen, auch wenn die Neuerungen, objektiv betrachtet, im Grunde Belanglosigkeiten sind. In der Jugend habe ich noch miterlebt, was für Zerwürfnisse es wegen des sog. Bubikopfs, also der geschnittenen Frauenhaare, gab, und nach 1945 wiederholte sich das wegen der hosentragenden Frauen. Inzwischen ist die Opposition gegen diese Neuerungen verstummt. Neuerungen von politischem Gewicht aber wie die Reformation, die Gleichheit im Sinne der Französischen Revolution und marxistische Programme sind bis heute umstritten geblieben. Bei den Auseinandersetzungen im privaten wie im politischen Bereich kommt unfehlbar die Berufung auf die Tradition zum Zuge. Das Grundschema der Opponenten lautet fast immer: Das Neue passt nicht zu uns, es ist unschweizerisch oder unbaslerisch, man soll vom Vorbild der Eltern oder der Vorfahren nicht abweichen. Ein Beispiel aus der Reformationszeit: Die Innerschweizer warfen Zwingli vor, er verstosse gegen alles, was den Ahnen lieb und teuer gewesen sei. Die Zürcher nahmen diesen Vorwurf sehr ernst, denn sie konterten so: In Wirklichkeit

habe sich die mittelalterliche Kirche vom Vorbild der Ahnen entfernt, die Reformation stelle dagegen die unverfälschte alte Kirche wieder her. – Sonst lauten die Gegenargumente der Neuerungswilligen etwa, die Welt bleibe nicht stehen, man müsse sich dem Fortschritt anpassen, man könne an Ansehen und Einfluss gewinnen, falls man sich ans Neue halte. Dass bei solchen Auseinandersetzungen den Emotionen zusätzliche Bedeutung zukommt, muss wohl nicht besonders erwähnt werden. Ein anderes irrationales Element ist die Verehrung der Innovatoren, die damit – zu Recht oder zu Unrecht – zu bewundernswerten autonomen Individuen und Vorbildern des Volkes werden. (Von «Führern» redet man ja seit 1945 nicht mehr gern.)

Die Volkskunde kann sich auf schriftliche Quellen stützen, und daraus ergibt sich immer wieder einmal, wer Initiator oder Vermittler von Neuerungen gewesen ist, oder mindestens, in welchen Schichten eine Neuerung rezipiert wurde. Ob sich in der schriftlosen Zeit schon Individuen hervorgetan haben, ist urkundlich nicht nachweisbar, aber Bodenfunde lassen keinen Zweifel an der Existenz hochgestellter Persönlichkeiten im Range von Fürsten oder von Priestern, und kein Zweifel ist möglich, dass ihnen ihre Autorität die Möglichkeit verschafft hat, Änderungen aller Art durchzusetzen.

Bei allen Unterschieden innerhalb der einzelnen Völker und zwischen ihnen wollen wir nicht übersehen, dass es auch Übereinstimmungen gibt. Die Menschen seien «vorprogrammiert», hat der Verhaltensforscher I. Eibl-Eibesfeldt eindrücklich formuliert. Es gibt Verhaltensformen, die nicht über die Erziehung vermittelt sein können. Berühmtestes Beispiel: Das Lächeln, mit dem schon ganz kleine Kinder ihr Wohlbehagen zum Ausdruck bringen, verwenden auch taubblind geborene Kinder. Der Zwang, für Nahrung zu sorgen, mit dem andern Geschlecht in innige Beziehung zu treten, die Kinder aufzuziehen und zu schützen, das alles ist uns ebenso angeboren wie die Sprachfähigkeit. Dass die topographischen Gegebenheiten Unterschiede in der Realisierung solcher Aufgaben mit sich bringen, ist vor allem im Bereich der Nahrung und der schützenden Kleidung leicht zu erkennen, aber die verschiedenen Arten, die Speisen zum Munde zu führen (von Hand, mit Besteck, mit Stäbchen), haben mit dem Klima sicher nichts zu schaffen; da kommt die Kultur und damit die Tradition ins Spiel. Auch für die lebensnotwendigen Tätigkeiten stellt uns die Natur also einen beträchtlichen Spielraum zur Verfügung. Von welcher der vielen Möglichkeiten eine Gruppe oder ein Volk Gebrauch macht, das regelt sich im Laufe der Geschichte, und es entwickeln sich daraus über die Erziehung Traditionen, über deren Einhaltung geschriebene und ungeschriebene Geset-

ze wachen. So können sich Mentalitäten ausbilden, die als zweite Natur den falschen Eindruck erwecken, es handle sich dabei um seelisches Erbgut, wo es doch um die Wirkung traditioneller Erziehungsmethoden geht. Dieser fatale Irrtum, der aus naheliegenden Gründen in der NS-Zeit gehätschelt wurde, hat sich leider bis heute gehalten. Er lebt weiter in der Fremdenfeindlichkeit, in latentem Antisemitismus, aber auch in der Äusserung eines emeritierten Basler Journalisten, der 1986 im Zusammenhang mit der Waldheim-Affäre von der «dem Österreicher angeborenen ‹Wurschtigkeit›» sprach. Nein, diese Haltung ist unsern östlichen Nachbarn nicht angeboren, sondern bestenfalls anerzogen. Was dazu geführt haben könnte, müsste über die Geschichte des Landes und über seine einflussreichen Persönlichkeiten erklärt werden. Dasselbe gilt für meine Überzeugung, dass sich in verschiedenen ehemaligen Untertanengebieten der Schweiz eine gewisse «Untertanenmentalität», die sich in übertriebener Servilität und Humorlosigkeit äussern kann, bis heute gehalten hat. Aber selbstverständlich gibt es auch ganz anders geartete Thurgauer oder St. Galler; von «*dem* Österreicher» zu sprechen, ist eine Anmassung, von der sich gerade die Volkskundler entschieden distanzieren müssen. Ein Stück Autonomie gehört zu jeder Gruppe und zu jedem Volk, und davon können Impulse ausgehen, welche Traditionen in Frage stellen. Ob das gut oder schlecht, erfreulich oder bedenklich ist, das steht auf einem andern Blatt. Auf jeden Fall müssen wir alle mit dem Phänomen des Wandels leben.

Literaturauswahl
(zusammengestellt von D. W.)

Irenäus Eibl-Eibesfeldt: Der vorprogrammierte Mensch. Wien/München/Zürich 1973.

Eduard Hoffmann-Krayer: Die Volkskunde als Wissenschaft. Zürich 1902 (Ebenfalls abgedruckt bei: E. Hoffmann-Krayer: Kleine Schriften zur Volkskunde. Basel 1946, 1–23).

Eduard Hoffmann-Krayer: Naturgesetz im Volksleben? In: Hess. Bll.f.Vk. 2 (1903), 57–64.

Eduard Hoffmann-Krayer: Individuelle Triebkräfte im Volksleben. In: SAVk 30 (1930), 169–182 (Ebenfalls abgedruckt bei: E. Hoffmann-Krayer: Kleine Schriften zur Volkskunde. Basel 1946, 223–236).

Heinrich Kuhn: Waldheim und Österreichs Schwamm-drüber-Mentalität. In: Basler Zeitung Nr. 129 vom 6. Juni 1986, 7.

Hans Naumann: Grundzüge der deutschen Volkskunde. Leipzig 1922 (Wissenschaft und Bildung, 181).

Hans Trümpy: Sphären des Verhaltens. In: Rhein.Jb.f.Vk. 20 (1969), 226–233.

Hans Trümpy: Die Reformation als volkskundliches Problem. In: Kontakte und Grenzen. Probleme der Volks-, Kultur- und Sozialforschung. Festschrift für Gerhard Heilfurth. Göttingen 1969, 249–258.

Hans Trümpy: Gerüchtebildung in der Stadt. In: SVk 68 (1978), 12.

Hans Trümpy: Haar- und Barttracht als Ausdruck der «Weltanschauung». In: Sandoz Bulletin 48 (1978), 26–34.